Sonntagsbeilage

Lesung für den Sonntag.

Christus der Weltenkönig.

Von Kaplan A. Brands, Saarlouis 2.

Das Wort König war für die Völker der alten Zeit die Schatzkammer, in die sie alles hineintrugen, was Großes und Edles im Volkstum lebte und wuchs. Der Ursinn des Wortes König ist der Gedanke vom Hausvater, der mit starkem Arm und mit klug sorgendem Sinne, durch die Liebe, die er gab und empfing, die große Volksfamilie leitete und führte. Seit die Völker über den Kreis der einen Familie sich hinausentwickelten, gibt es keinen Vaterkönig mehr, und seit es den nicht mehr gibt, herrscht Tragik in der Geschichte des Königtums. Könige haben Völker um ihr Vertrauen betrogen, weil sie vergaßen, Väter zu sein.

So mußten denn die, deren Ahnen jahrhunderte lang Land und Volk beherrschten, auf das Geheiß des Volkes vom Throne steigen. In den Jahren nach dem gewaltigen Umsturz, nach dem sich die große politische Umwälzung vollzogen hatte, vom alten Obrigkeitsstaat zum sozialen Volksstaat, wo alle Welt rief: nieder mit dem König, da tönt es herüber über die Lippen aus dem Munde des hl. Vaters, des Statthalters Jesu Christi: Es lebe der König, freilich, Christus der König.

Man hat aus dieser Tatsache den Schluß ziehen wollen, also ist die Kirche gegen den Volksstaat und die Republik. Wer so denkt, hat die Lehre und das Fest vom Königtum Jesus Christi nicht verstanden. Denn mit all dem, was irdische Staatsform angeht, hat die Lehre vom Königtum Christi garnichts zu tun. Es ist Christus wie auch seinem sichtbaren Stellvertreter ganz gleich, unter welcher Staatsform ein Volk sein irdisches Wohl sucht, wenn nur die gesetzgeberische und regierende Gewalt arbeiten im Sinn und nach dem Willen des höchsten Königs Jesu Christi.

Warum ist Christus der Weltenkönig?

König nennen wir nur einen Menschen, dem das Volk die Herrschaft über sich anvertraut hat. Der König spricht: Mein Volk, mein Land, er gibt Gesetze, er hat richterliche und vollziehende Gewalt. Nennen wir nun schon einen solchen Menschen, dem Land und Volk sich anvertrauen, einen König, wieviel mehr ist Christus wahrhaft König. Wäre die 2. Person Gottes, Gott wie der Vater, nicht in die Welt gekommen, dann hätten wir im eigentlichen Sinne nicht sagen können, er ist König, denn von einem König sprechen wir nur, wenn wir einen Menschen vor uns haben. Im Augenblicke, da die 2. Person der Gottheit, mit der sie alle Welt erschaffen hat, mit dieser Gottheit die Menschennatur verband, also mit dem Augenblicke der Menschwerdung, ward Christus der König der Welt, mehr König als die Könige der Erde, denn wenn ein irdischer König sagt mein Volk, dann heißt das, die, die mir zur Leitung anvertraut sind, wenn aber Christus vor Pilatus steht und der Römer ihn fragt: bist du ein König? und der Meister antwortet: ja ich bin König, dann heißt das, mein ist die Erde, mein ist die Welt, mein sind die Menschen, weil sie mir als Gott ihr Sein verdanken, weil ich sie erschaffen, aus dem Nichts ins Dasein gerufen habe. Es gehören also nicht einmal die Menschen sich selbst, sie haben ihren Leib und ihre Seele zu Lehen bekommen. Wären sie unser Eigentum, brauchten wir nicht Rechenschaft darüber zu geben, was wir damit angefangen haben, wäre falsch das Wort: Gib Rechenschaft von deiner Verwaltung, denn was mir gehört, damit kann ich machen was ich will, weil es mein Eigentum ist, so wie jeder mit seinem Haus, seinem Grund und Boden, den er gekauft hat, machen kann was er will.

Und wären wir nicht Christi Eigentum gewesen durch die Erschaffung, wir wären es geworden durch seinen Erlösungstod am Kreuze. Wahrlich nicht mit Gold und Silber seid ihr erkauft, sondern durch das kostbare Blut Jesu Christi, als des Lammes ohne Fehl und Makel (1 Petr. 1. 18—19.)

So ist also Christus in zweifachem Sinne unser König. Er, der nicht nur sprach, wie einer, der Macht hat, sondern dem Wind und Meer gehorchen mußten, vor dem sich einmal beugen die Kniee derer, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind, er hätte als der absolute Herr auch aller weltlichen Angelegenheiten als der Weltenkönig Völker und Staaten regieren können, aber das tat er nicht. Die äußere Regierung hat Christus den Staatsoberhäuptern überlassen. Sie haben von ihm ihre Gewalt! Hier liegt der Schlüssel zum Verständnis des „Königtums von Gottes Gnaden", über das Ketteler so feine Gedanken geschrieben hat, ein Titel, der später nur mehr ein Titel war, und aus dessen Mißdeutung der Absolutismus so mancher Könige und Kaiser aus der Zeit des sterbenden Königtums begreiflich ist, die damit alle ihre Handlungen sanktionieren wollten und vergessen hatten, daß nur die Gewalt, nicht aber die Ausübung der Gewalt von Gott kommt.

Die innere Regierung im Reiche der Seelen hat er zu Lebzeiten selber in die Hand genommen und darum hat er ein anderes Reich gegründet, die Kirche! Ein sichtbares Reich und doch ein geistiges Reich, für das geistige Wohl der Menschenkinder. Die Leitung dieses Reiches hat er dann später dem hl. Petrus feierlich übertragen als seinem Stellvertreter, dem ersten Papst. Die Leitung der weltlichen Angelegenheiten, des Staates, hat er weiterhin den Königen überlassen. Königtum Christi besagt also nicht bloß Königtum der Kirche, sondern Königtum über alle geistlichen und weltlichen Angelegenheiten, Königtum Christi ist **absolute Herrschaft über Kirche und Staat.** Königtum der Kirche, des Papstes, heißt also nur oberste Herrschergewalt über das sichtbare Gottesreich auf Erden.

So bestehen beide nebeneinander, Kirche und Staat, so ist der Papst nicht König der Welt, weil Christus ihm nicht die ganze Macht und Gewalt übertragen hat, sondern nur die im Reiche der Seelen, freilich ist das die höchste Gewalt! Es bleibt somit der Staat als selbständige, selbsttätige Gemeinschaft neben der Kirche bestehen. Aber so hoch die Seele über dem Leib steht, so hoch steht die Kirche über dem Staat, nicht deshalb bloß, weil sie für die Seelen der Menschen sorgt und weil sie im Gegensatz zum Staate eine religiöse, von Gott gestiftete Gemeinschaft ist, sondern weil ihr inneres Wesen ein absolut übernatürliches ist, und damit auch ihre Wirksamkeit und Kraft, der Staat aber etwas rein natürliches, ein Organismus, der aus den gottgegebenen Kräften der Menschennatur von selber herauswächst, ähnlich wie die Familie.

Weil beide Reiche für das Wohl der Menschen da sind, müssen beide auch miteinander für das Wohl der Gesamtheit arbeiten. Das aber ist nur möglich, wenn der Staat innerhalb des Staates der Kirche den Platz einräumt, der ihr zusteht. Tut der Staat das nicht, so regiert er gegen den Willen dessen, von dem er Auftrag und Gewalt zu regieren hat, und zu seinem eigenen Schaden.

Wenn wir heute am Feste Christi Königstag einmal Umschau halten in der Welt, sehen wir allenthalben, wie der Staat nicht nur bemüht ist, seine Rechte zu wahren, sondern freventlich nach der Krone der Kirche greift, sich Rechte anmaßt, die ihm nicht gehören.

Schlimmer vielleicht als der offene Kampf des Staates gegen die Kirche, wie er seit Jahren in Mexiko ausgetragen wird, unter den undenkbarsten Opfern, ist der heimliche Kampf, der nahezu in allen Staaten gegen die Kirche geführt wird.

Wie dem auch sei, das Schiff der Kirche wird nicht untergehen, weil der Meister selber das Steuerruder führt, wohl aber wird der Staat an ihr zerschellen, weil er damit seine eigene Autorität untergräbt.

Bei uns in Deutschland ist die Kirche seit den Tagen des Umsturzes wohl freier geworden, aber der alte Geist lebt doch und wenn er nicht mehr so sehr Liberalismus heißt, dann heißt er Kommunismus und Sozialismus. Ein Jahr ist es her, seit das Reichsschulgesetz gescheitert ist. — Heute sind die Augen aller deutschen Katholiken auf das kommende Konkordat gerichtet. Uns aber zur Lehre sei gesagt, daß ein Konkordat, so notwendig es ist, und wenn es auch noch so gut ausfiele, uns nicht einen Schritt weiterhilft, wenn nicht der lebendige Glaube an Christus und die opfernde Tat für Christus in den Herzen der Gläubigen wieder erstarkt. Erst muß Christus in unseren Herzen wieder König sein, ehe er es im öffentlichen Leben wieder werden kann.

Darum hat der hl. Vater ja nicht nur eine Enzyklika an das katholische Volk gerichtet über Christus den König, sondern das Fest Christi Königstag eingesetzt, damit der Gedanke in uns wach und lebendig bleibe und wir uns aus dem Festgeheimnis Kraft und Gnade holen Jahr um Jahr.

Die hl. Schrift in Geez-Sprache.

Geez ist die alte Sprache von Aethiopien. Wohl ist sie heute im Umgang ganz verdrängt durch das sogenannte Amharik, aber die Manuskripte der hl. Schrift, wie sie in den Klöstern aufbewahrt werden, sind sämtlich in Geez verfaßt. Ein gelehrter Kapuziner P. Franz von Bassano (Venetien) hat nun nach vielen Forschungsarbeiten die ersten Bücher des Alten Testamentes wieder zusammenstellen können. Der Ras Taffari Makonen, Regent und jetzige Kaiser von Abessinien, hat der Arbeit viel Interesse entgegengebracht. Man hofft, die gesamte hl. Schrift in der „Geez"-Sprache herausgeben zu können. Da noch heutige Teile der Liturgie in der alten Sprache abgefaßt sind, so hat das Werk des Kapuzinermissionars auch für die Verbreitung des Katholizismus in jenem Lande große Bedeutung.

Bevorstehendes Opiumverbot in Indien.

Wie uns unser Berichterstatter in Delhi meldet, soll demnächst in ganz Indien das völlige Verbot des Opiumrauchens durchgeführt werden. In mehreren Provinzen wird ein besonderes Gesetz gegen das Opiumrauchen erlassen werden; in anderen werden zwar die bereits erteilten Konzessionen aufrechterhalten bleiben, doch werden keine neuen Konzessionen mehr erteilt werden (bekanntlich wurde diese Erlaubnis nur individuell erteilt). In Assam existiert bereits ein völliges Verbot des Opiums. Im Penjab, in den Nordwestgebieten, in Belutschistan, in der Provinz Delhi und in den United Provinces ist es verboten, zu mehreren Opium zu rauchen.

Für unsere Kleinen.

Der alte Sonderling.

Den alten Herrn Breuer kannte alt und jung im Städtchen unter dem Spitznamen „der alte Sonderling". Dabei war er absolut nicht absonderlich, er war freundlich und hilfsbereit, sprach mit den Nachbarn, wenn er in seinem wohlgepflegten Garten nach dem Rechten sah, die Rosenstöcke anband, welke Blätter entfernte, oder von dem einzigen Pflaumenbäumchen die Früchte pflückte.

Mit diesem Pflaumenbaum hatte es seine eigene Bewandtnis, und so oft Hermann an dem Garten vorübergehen mußte, fühlte er wieder jene brennende Scham, die er damals empfunden hatte, als er in der gemütlichen Wohnstube des Herrn Breuer stand und den gütig-ernsten Blick des alten Sonderlings auf sich ruhen fühlte. Das kam so: der Garten von Hermanns Elternhaus stieß an Herrn Breuers Garten, und so wußte Hermann genau Bescheid, welche Blumen der Nachbar angepflanzt hatte, welcher seiner Rosenstöcke die erste und die letzte Blüte trugen, daß an jedem Samstag nachmittag Herr Breuer seine schönsten Blumen schnitt für die kleine Kapelle des Armenhauses, und daß die Früchte jenes Pflaumenbaumes von der bejahrten Haushälterin eingemacht und für die hohen Festtage verwahrt wurden. Große, goldgelbe Eierpflaumen, eine besondere Sorte.

Es war in den Ferien, und Hermann hatte viel freie Zeit. Vielleicht trug sie mit die Schuld daran, daß Hermann auf allerlei unnütze Gedanken kam. So saß er wieder einmal im Garten und stellte fest, daß die Pflaumen in Nachbars Garten beinahe überreif waren. Zugleich wunderte er sich, daß Herr Breuer sie noch nicht abgepflückt hatte. Und wie die unnützen Gedanken manchmal sich breitmachen, Hermann verspürte Lust, die Pflaumen zu kosten. Sie lockten und winkten geradezu zu ihm herüber, und ob Hermann sich auch abwandte, um der Versuchung zu entgehen, er mußte immerfort an die großen Pflaumen denken mit dem goldgelben saftigen Fleisch.

Herr Breuer geht um diese Zeit zur Bahn, um sich die Abendzeitung zu holen, erinnerte sich Hermann, ob man nicht doch — —? Der Zaun, der beide Gärten trennte, war nicht allzu hoch, zudem wußte Hermann eine Stelle am Himbeergebüsch, wo zwei Latten so lose saßen, daß man bequem hindurchschlüpfen konnte. Und die Pflaumen winkten und winkten.

Und dann tat Hermann, was er noch nie getan, er schob die Latten beiseite und kroch durch die Lücke in den fremden Garten, lief auf den Pflaumenbaum zu, bog einen Zweig herab und streckte die Hand aus — da hörte er plötzlich einen hellen Pfiff, und als Hermann zu Tode erschrocken zum Zaun rannte, durchschlüpfte, und mit wildpochendem Herzen sich im elterlichen Garten im Himbeergebüsch verbarg, trat der alte Sonderling aus dem Hause, am Arm ein Körbchen. Gemächlich ging er zu dem Pflaumenbaum und pflückte sorgfältig die reifen Früchte.

Hermann wagte sich nicht aus seinem Versteck hervor, aus Furcht, gesehen zu werden. Es war ihm mit einem Male klar, daß Herr Breuer alles wußte, der Pfiff war sein Warnungspfiff gewesen. Endlich, als der Nachbar ihm den Rücken zukehrte, schlich Hermann ins Haus. Was nun, wenn Herr Breuer den Eltern alles erzählte —? Hermann saß in seinem Zimmer und starrte verzweifelt auf einen Fleck. Was würde Vater sagen, was die Mutter von ihrem Jungen denken, wenn sie es erführen?

„Du träumst ja am hellichten Tage!" lächelte die Mutter, die eben wohl von einem Ausgang zurückgekehrt sein mochte. In der Hand hielt sie ein Körbchen mit Pflaumen.

„Das schickt dir Herr Breuer mit einem schönen Gruß!" Hermann sprang auf, blutübergossen.

„Geh nur gleich hinüber und bedanke dich artig für die Freundlichkeit."

Gehorsam machte Hermann sich bereit. Das war ein schwerer Gang, mit jedem Schritt stieg sein Schuldbewußtsein, und als er die Klingel zog, wünschte er sehnlich, die Erde möge sich vor ihm auftun und ihn verschlingen. Aber nur die Tür öffnete sich, und Hermann mußte den schweren Gang zu Ende tun.

Und dann stand er in der kühlen Wohnstube und sah durch das geöffnete Fenster auf den Pflaumenbaum; und als er sich umwandte, begegnete sein Blick dem gütig-ernsten des alten Sonderlings, der ihn freundlich nach seinem Begehr fragte.

„Ich wollte", stotterte Hermann schamerfüllt und reuevoll, „ich sollte — — Mutter sagte — — nein, ich schäme mich!" — verzweifelt schluchzte er auf, „ich schäme mich so sehr — verzeihen Sie mir bitte und nehmen Sie die Pflaumen wieder —."

Aber Herr Breuer sagte nur leise: „Nicht wahr, es wird dir eine Lehre sein fürs ganze Leben", und faßte Hermanns Hände: „Nun geh' nach Hause und laß dir die Pflaumen gut munden, sie sind dir herzlich gern gegönnt."

Der höfliche Holländer.

Von K. Dorenwell.

Ein Engländer kam zur Winterzeit in ein holländisches Gasthaus. Da ihn fror, so setzte er sich dicht an den Kamin, um sich zu erwärmen. Nicht weit von ihm saß ein anderer Gast, ein Holländer, und dieser bemerkte, wie eine glühende Kohle von dem Kamin auf den Mantel des Engländers fiel. Schon war ein Loch in das Tuch gebrannt, der Engländer aber merkte es nicht. Endlich sprach der Holländer zu ihm: „Mein Herr, wie heißen Sie?" — „Das kann Ihnen gleichgültig sein!" war die kurze Antwort.

Der Holländer schwieg. Die Kohle brannte sich tiefer ein und hatte schon den Rock angesengt. Der Holländer rückte auf seinem Stuhl ängstlich hin und her, hielt es aber für unhöflich, mit dem Engländer zu sprechen, ohne seinen Namen zu kennen. Schon drang dicker Rauch aus dem Mantel hervor, da fragte er endlich noch einmal mit barscher Stimme: „Mein Herr, wie heißen Sie?" Der Engländer schaute in das aufgeregte Gesicht des Holländers und erwiderte ganz gelassen: „Ich heiße James (sprich: dschäms)."

Höflich stand nun der Holländer auf, verbeugte sich vor ihm und sagte: „Herr James, Ihr Rock brennt."